

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Best, Otto F.
Volk ohne Witz
Über ein deutsches Defizit

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Einleitung	9
----------------------	---

Erster Teil Zwischen Hof und Bürokratie

1. Vom Altern der Wörter	17
2. Persönlichkeit und Nationalcharakter	19
3. Deutschland und Frankreich: zwei Welten	21
4. Adel und Bürgertum: das verschmähte Vorbild	27
5. »Vetter Michel in seiner wohlbekanntem Deutscheit«	32
6. Die Erziehung des Menschengeschlechts aus dem Geist der Bürokratie	35
7. Das Militär als Modell	39
8. Pistolenduell statt Rededuell	43
9. Keine Kompromisse	45
10. » . . . civilisiert bis zum Überlästigen«	50

Zweiter Teil Der deutsche Michel – ein Mann mit Witz?

1. Talleyrands Traum	59
2. Krankheitserscheinungen am Sprachleib	61
3. Europäische Perspektiven	65
4. »Ob ein Deutscher Witz haben könne«	68
5. Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache	72
6. Vom »Geist der Gesellschaftlichkeit«	76
7. Wer hat Geschmack?	79
8. »Langeweile ist ein böses Kraut«	82
9. Rousseau oder Voltaire?	86
10. Winckelmanns witziges Griechenland	88

Dritter Teil Die poetische Landkarte des Spiels des Witzes

1. Kann ein Schöngest »gründlich« sein?	95
2. Einen Zaun um den Witz?	98
3. Poésie légère – schwer gemacht	101
4. Die gezähmte Melancholie	104
5. Witz als Zivilisationskrankheit	108
6. »Mit dem Hohen nichts gemein«	111
7. Kein Witz »von Frankfurt an bis Wien«	113
8. Auf, zum Göttlichen	117
9. Spitzfindiges Spiel	120
10. Eitler Witzling – interessanter Witz	124

Vierter Teil

Von den Löchern in der Ordnung der Dinge

1. Suchendes Versuchen: Liebesspiel der Sprache	133
2. Die schillernde Dialektik	136
3. Züge des Abenteuerlichen	139
4. Vom Sprühfeuer der Salonkultur	142
5. Deutsche Dichter – brillante Franzosen	147
6. Vom »Geist der Zersetzung«: jüdischer Witz	151
7. Warnung vor der Laxheit des Dilettanten	156
8. »Wort-Lustgewinn«	159
9. Sinn im Unsinn	162
10. »Stachel« oder »Spiegel«? – Witz am Werk	165

Epilog

Die <i>ultima ratio</i> und darüber hinaus: Gesucht wird Held mit Gemüt . . .	175
Literaturverzeichnis	183

Einleitung

*An den Wörtern, die sich nicht übersetzen lassen,
erkennt man, wes' Geistes Kind eine Sprache ist.*

Gibt es »witzige« Deutsche? Gewiß. Sind die Deutschen »witzig«? Kaum. Jedenfalls nicht in dem Sinn, wie den Franzosen »Esprit« oder den Engländern »Humor« nachgesagt wird. Witz gehört nicht zu den Eigenschaften, an die Angehörige anderer Völker denken, wenn sie »deutsch« sagen. Anderes scheint näherzuliegen. Ein kluger Franzose sei der Ansicht, schreibt Rolf Breitenstein in seinem Buch *Der häßliche Deutsche* (1968), deutsches Wesen lasse sich in zwei Wortpaaren erfassen: »entweder – oder« und »wenn schon – denn schon«. Diese harsche Reduktion auf Gehorsam und Hang zur Gründlichkeit schießt gewiß weit über das Ziel hinaus. Nur: Trifft sie nicht dennoch den Kern?

Noch immer sei das deutsche Grundverhaltensmuster gültig, schrieb Brigitte Sauzay, profunde Kennerin Deutschlands wie Frankreichs, Ende der achtziger Jahre. Es habe sich höchstens um neue Komponenten erweitert. Bekannt ist, daß unsere westlichen und östlichen Nachbarn uns »plump, schwerfällig und rücksichtslos« finden. Eine das »ganze Leben« beherrschende »Steifheit« gilt ihnen als »typisch deutsch«. Neben Schwerfälligkeit falle mangelndes *Savoir-vivre* und ein Defizit an Humor und Esprit, sprich: Witz, an uns auf. »Ihre Blumen haben Farbe und Geschmack, aber keinen Duft«, faßte der polnische Romancier Boleslav Prus 1901 zusammen. »Ihr Haus hat ein schönes Äußeres, aber keine gute Küche. Ihr Leben hat Verstand und Arbeit, aber keine Poesie. Und Deutschland, das ist ein großer, starker, grob gehauener Sockel, der keine feinen Umrisse besitzt.« Keine Frage: »Maß«-gebend bei solcher Beurteilung ist das Vorbild Frankreichs. Französisches Wesen gilt als fein und vornehm. Ihm hat Deutschland wenig Gleichwertiges entgegenzusetzen.

Schon in der Renaissancezeit ist von der »Trunksucht« und der »Gefrässigkeit« der Deutschen die Rede. Auch ihre Einfalt, Tölpelhaftigkeit und Geschmacklosigkeit wurden hervorgehoben. Sie seien »eher für die niederen Künste« geeignet, »nicht für die höheren, eigentlich menschenwürdigen«. So geht den Deutschen nach traditioneller französischer Auffassung zwar die Eignung für die feinere Lebensweise und die eleganteren Formen der Geistigkeit ab, doch stehen sie in dem Ruf, nützlich und geschickt im Handwerklichen zu sein. Heißt es schon im 16. Jahrhundert, die Deutschen hätten »den Verstand in den Händen«, so nennt noch gegen Ende des 18. Jahrhun-

derts der Fachschriftsteller A. Gignon Deutschland »*la patrie des machines*«: »das Vaterland der Maschinen«. Und das Image der »Dichter und Denker«, das, von der Deutschlandreisenden Madame de Staël geprägt, unserem Selbstbild so ungemein schmeichelt? Es ist mehr kompensatorische Wunschvorstellung als Resultat bewundernder Einschätzung durch die Welt.

Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der Bücher, die sich mit dem Wesen der Deutschen beschäftigen. Ihnen verdanken wir einen so übersichtlichen wie beeindruckenden Tugend- und Lasterkatalog. Ein Grund, seinen Inhalt erneut zur Diskussion zu stellen, besteht nicht. Näherliegend dürfte es sein, statt sich in horizontale Vermessung einzulassen, einmal in die Tiefe zu graben. Und zwar nicht, um die deutsche Seele auszuloten, sondern um anhand eines konkreten, historisch dokumentierbaren Beispiels zu zeigen, »warum wir sind, was wir sind«. Wie kam es, daß das Prinzip Witz in Deutschland in Ungnade fiel und schließlich als »undeutsch« eliminiert wurde? Besteht ein Zusammenhang zwischen unserem Ordnungssinn, unserem Hang zur Gründlichkeit und dem »Verlust des Witzes«? Nicht »Was ist deutsch?« soll ermittelt werden, sondern »Warum gilt Witz als undeutsch?« Oder: Warum konnte in Deutschland keine »Witzkultur« entstehen? Das Defizit, von dem dieses Buch handelt, ist nichts anderes als eine Folgeerscheinung des deutschen Ausbruchs aus europäischer Tradition und Geschichte.

Nicht oft genug kann daran erinnert werden, daß die Persönlichkeitsstruktur der Deutschen von einer über Jahrhunderte ungebrochenen absolutistischen Tradition geprägt ist. Als Modell für menschliche Beziehungen dienten weitgehend militärische Formen der Über- und Unterordnung, des Befehlens und Gehorchens (Norbert Elias). Auf alle Lebensbereiche erstreckte sich der Einfluß des Obrigkeitsstaats. Nicht zuletzt diesem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß eine Disposition für eine bestimmte Art des Denkens, Erlebens und Handelns entstehen konnte, die von der Welt als »typisch deutsch« angesehen wurde. Aber nicht nur Produkt einer beschreibbaren historisch-gesellschaftlichen Konstellation ist das typisch Deutsche; es ist auch ein Produkt seiner selbst, indem es diese Konstellation immer wieder reproduzierte. Welche unheilvolle Rolle die Konditionierung zum »Nicht-Merken«, die sogenannte »Schwarze Pädagogik«, spielt, ist inzwischen mehrfach herausgestellt worden (Katharina Rutschky, Alice Miller). Im westlichen Deutschland konnte dieser *Circulus vitiosus* durchbrochen werden, weil nach 1945 die Erzieher zum ersten Male nicht aus der eigenen, d. h. der deutschen Erziehung hervorgegangen sind.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß es in Deutschland zu einem Plebiszit gegen die repräsentative Demokratie kam. Dieses Plebiszit war zugleich ein Bekenntnis zur »autoritären Konzeption des Wünschenswerten« (Helge Pross). Worin bestand dieses Wünschenswerte? In sozialen Verhaltensweisen wie »fraglosem Gehorsam, Disziplin, Unterwerfung: fragloses Vertrauen in die Weisheiten der Autoritäten«. Nicht nur dem Bereich der Politik haben diese Vorstellungen ihren Stempel aufgedrückt, auch die Strukturen von Familie, Schule, Arbeitsstätte und Organisation sind von ihnen geprägt.

So konnte in Deutschland ein Verhalten zum Ideal werden, das keine Zugeständnisse an menschliche Unzulänglichkeiten und Schwächen macht. Alles oder nichts soll es sein. Nach Prinzipien, Doktrinen, absoluten Werten hatte sich das Leben zu richten. Da sie absolute Gültigkeit beanspruchten, war ihnen nie wirklich gerecht zu werden. Stets blieb eine Differenz, die dafür sorgte, daß das Gewissen nicht zur Ruhe kam. Entsprechend dem Motto jenes rheinischen Arbeitgebers, der von sich sagte: »Ich bezahle meine Arbeiter für fünf- undzwanzig Stunden am Tag. Selbst wenn sie vierundzwanzig Stunden für mich arbeiten, bleiben sie mir eine Stunde schuldig.« Eine der Folgen solcher Überspannung: Das Gewissen wird überwacht und stumpf zugleich. Wie läßt sich die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit überbrücken? Im (heldischen) Wirken des Genies. Es verkörpert das Unbedingte, die Vollkommenheit, das Traumbild des Außergewöhnlichen. Sozusagen über die Wolken hinausragend, ist es doch mitten unter uns. Die Erhebung von Genie und Ideal zum Eichmaß, einem strengen und anspruchsvollen, erlaubte es, Rücksicht auf die realen Umstände, Kompromißbereitschaft und Relativitätsdenken als Werk einer kalten, berechnenden Vernunft abzutun. Nicht selten genügt sich die typisch deutsche Urteilsreaktion deswegen in einem apodiktischen »Das muß ganz anders gemacht werden«. »Losgelöst«, absolut erfolgt es und fragt nicht danach, ob das Vorgestellte machbar, das Geforderte überhaupt erreichbar ist. Die Diskussion um die deutsche Vereinigung, die so naive wie selbstgefällige Art, in der man dieses Jahrhundertproblem anpackte, war in den Augen vieler Ausländer ein Musterbeispiel für deutsche Unfähigkeit zu relativieren, d. h. realitätsbezogen zu denken und pragmatisch zu handeln.

Erfahrung von Zersplitterung und Zwietracht wie Orientierung am Ideal fanden ihren Ausdruck nicht nur in dem Ruf nach Ordnung, auch in der Sehnsucht nach der einigenden und ordnenden Kraft des (Führer-)Genies. Und da die Mechanismen der Selbstkontrolle un-

terentwickelt blieben, der deutsche Untertan auf Steuerung von außen angewiesen war, erwies sich auch seine Selbstachtung als gebrechlich. Mangel an instinktiver Selbstsicherheit führt zur Betonung von Höherwertigkeit, genauso wie die tägliche Erfahrung von Zerrissenheit dem Kult von Disziplin und Ordnung förderlich sein muß. Die Folgen dieser fehlenden Absättigung und Formung des Lebens zu einem Stil, wie er England und Frankreich charakterisiert, sind nur allzu bekannt: Überspannung, Verkrampfung, Schaukeln zwischen Extremen. Nacheiferung fremder Vorbilder heute, deren Verteufelung morgen als verhängnisvolle Begleiterscheinung. Gerade die Geschichte des Phänomens Witz trägt deren Siegel.

Wie hätte sich, vereinfachend gesagt, unter diesen Umständen der Spieltrieb entfalten sollen? Denn Spiel bedarf frei vereinbarter Regeln. Nur wenn Regeln ausgehandelt und eingehalten werden, läßt sich das dem Spiel Reiz und Spannung verleihende Unfaßbare fassen. Die kulturelle Bedeutung des Spiels liegt in solcher Domestizierung des Zufalls. Die dunklen, irrationalen Kräfte des Schicksals zwingt es in eine »Abmachung«. So dürfte es sich erklären, daß gerade die berühmte »clarté«, die Klarheit der Entfaltung des Witzes in Frankreich förderlich war. Mit dem Regelbewußtsein schärft sie das Sprachgefühl. Erst Regelfestigkeit erlaubt Spiel mit der Ausnahme, mit dem, wie es in der Linguistik heißt, »pathologischen Fall«. Auch Ironie, Unterbreitung, als eine Erscheinung der Witzigkeit, hat immer ein objektives Verhältnis zum anerkannten, zivilisierten Wort zur Voraussetzung. Ohne die gesellschaftlich abgesicherte Hülle des Ernstes kann es kein Spiel geben. Wie ohne gesundes Selbstbewußtsein keine Selbstironie.

Es liegt nahe, von einem »deutschen Sonderweg« zu sprechen. Die im Ersten Weltkrieg in England entstandene These über diesen Weg wurde inzwischen vielfach angefochten. Jenen, die behaupten, sie bestehe zu Recht, werden die Ausführungen dieses Buches Wasser auf die Mühle sein. Sie beweisen zumindest, daß es ganz sicher nicht falsch ist, von einem »deutschen Sonderbewußtsein« auszugehen, das der Historiker Hagen Schulze gegründet sieht auf: »Verachtung der Politik, des grauen, alltäglichen Geschäfts des Interessenausgleichs, Angst vor der pragmatischen Verschmutzung von Idealen durch den politischen Kompromiß, Abscheu vor der kühlen Vernunft, die den heißen Drang des Herzens zu korrumpieren droht, die Prämierung der Prinzipienfestigkeit, Grundsatztreue und rücksichtsloser Konsequenz gegenüber dem Ausgleich, dem Kompromiß«. Wie verträgt sich nun mit diesen langfristige wirksamen Tendenzen und Traditionen die Witzig-

Unvermuthete Antwort

Malthin, den Jüngling, fragt Macrin,
Den Rechtsgelehrsamkeit, Amt, Milz und Alter steift:
Wie nennst du einen Kerl, sprich, sprich, wie nennst du ihn,
Den man im Ehebruch ergreift?
Ich nenn ihn *langsam*, spricht Malthin.

Friedrich von Hagedorn

keit als Witz, den man hat: dieser Störenfried, dessen Systemfeindlichkeit sprichwörtlich ist?

Überraschenderweise hatte auch das Wort »Esprit« in seiner deutschen Entsprechung zunächst als »Schöngeist«, dann als »Witz«, einen festen Platz in unserer Sprache gefunden. Aber war das, was er bezeichnete, nicht ein Produkt französischer Zivilisiertheit? Die Frage, »ob ein Deutscher Witz haben könne«, führte zu einer grenzüberschreitenden Kontroverse, die sich über Jahrhunderte hinzog. Den deutschen Dichtern Gründlichkeit und Fleiß zuzugestehen, hatten die französischen Kritiker keine Bedenken gehabt. »*Bon esprit*«: »fleißig-gründliche Mühewaltung« – ja; »*bel esprit*«: »Witz« – nein. Jemand, der mit wenigen Worten viel zu sagen vermag, sei noch lange kein »Schöngeist«. Dem Schöngeist eigne als Know-how das »Ich-weiß-nicht-was« des instinktsicheren Geschmacks und der geistreichen Rede. Wie kommt es, daß die einen es besitzen, während es den anderen fehlt? Ist die Körpergröße der Deutschen die Ursache für deren vermeintliche Ungeistigkeit, wie Jean Bodin meint? Oder läßt sie sich auf fehlende Zivilisiertheit zurückführen? Die Gleichsetzung der Deutschen mit »Moscowitern und Barbaren« durch den Abbé Bouhours löste besonders heftige Proteste aus. Fast modern mutet es an, wenn Adrien Baillet den Vorschlag macht, in der klimatischen Ungunst der nördlichen Länder die Ursache für das deutsche Defizit zu sehen.

Baillets deutscher Kontrahent, Johann Gottlieb Meister, weiß sich zwar mit dem Franzosen darin einig, daß eine jegliche Nation »ihr besonderes Naturell«, ein jegliches Jahrhundert »sein Genium« aufzuweisen habe, doch von der Beeinflussung durch das Klima will er nichts wissen. Er hält daran fest, daß das »Naturell« bestimmt ist durch die Erbanlage, durch »die Beschaffenheit der zeugenden Eltern« – und damit auch der »trunkenen Väter«, die man den Deutschen damals nachsagte –, durch die Erziehung sowie durch das Wal-

ten Gottes. Nein, selbst auf die Gefahr hin, für einen Patrioten gehalten zu werden, sehe er, Meister, keinen Grund, an der Fähigkeit der Deutschen zum Witz zu zweifeln.

Wie zu zeigen sein wird, mußte das Prinzip Witz in Deutschland jenem des Genies weichen. Seine Rolle beschränkte sich mehr und mehr darauf, die »Textsorte« Witz zu bezeichnen. Wer denkt heute, wenn er von Witz spricht, noch daran, daß das Wort »Verstandeskraft«, »Gabe des geistreichen Einfalls« bedeutete und erst sehr spät zum Lachen in Beziehung gesetzt wurde? Was ist geschehen? Was hat zur Ersetzung, Verdrängung von Witz durch Genie geführt? Wie lassen sich die Kräfte benennen, die hier am Werk waren? Solchen Fragen auf den Grund zu gehen, heißt zugleich, deutsches »Sonderbewußtsein« zu beschreiben. Wenn wir Nietzsches Aphorismus »Esprit und Moral« beim Wort nehmen wollen, so haben die Deutschen, die sich »auf das Geheimnis« verstünden, »mit Geist, Wissen und Gemüt langweilig zu sein«, und sich daran gewöhnt hätten, »die Langeweile als moralisch zu empfinden«, vor dem französischen Esprit die Angst, »er möchte der Moral die Augen ausstechen – und doch eine Angst und Lust, wie das Vöglein vor der Klapperschlange«. Angst und Lust – Nietzsche trifft den Nagel auf den Kopf.

Die Frage nach dem Witz als Testfrage also. Noch 1948 unterscheidet der Philosoph und Psychologe Ludwig Klages auf der Grundlage des Gegensatzes von (deutscher) Kultur und (westlicher) Zivilisation zwischen zwei Arten von Einfällen. Der »Tiefe«, d. h. der »Seele«, entstammen die einen: Sie sind »schöpferisch«. Die andern hingegen kommen »von oben«: Sie sind »flach«. »Alles mit dem kaum übertragbaren Wort Esprit Gemeinte, ferner das Geistreiche, überlegene Witzigkeit«, hänge am Einfallsreichtum bei »gemiedener Tiefe«. Klages' gewollte oder ungewollte Unterscheidung zwischen (deutscher) Tiefe und (westlicher) Flachheit ist das Ergebnis einer Weichenstellung, die Jahrhunderte zurückliegt. Von ihr und den Folgen handelt dieses Buch. Daß es ohne die Arbeiten von Norbert Elias, Helmuth Plessner, Helge Pross oder Hagen Schulze, um nur die wichtigsten zu nennen, der »Grundlage« entbehrt hätte, sei dankbar vermerkt.

»Der Januarius ist der Monat, da man seinen guten Freunden Wünsche darbringt, und die übrigen die, worin sie nicht erfüllt werden.«

Georg Christoph Lichtenberg

Erster Teil
Zwischen Hof und Bürokratie

*»Zum Befehlen oder Gebieten brauche ich
gern die deutsche, im Frauenzimmer die
französische, im Rat die italienische
Sprache.«*

Zincgref: *Apopthegmata*

*»Mit deutscher Freiheit ist's nun so:
Es läßt sich Abends gut beim Rausche davon singen,
Doch singt nur nicht zu laut, zu froh:
Der Morgen möchte sonst schon Singe-Steuern bringen.«*
Anonymus

1. Vom Altern der Wörter

Sprachen seien die Stammbäume der Nationen, schreibt der englische Sprach- und Dichterbiograph Samuel Johnson. Das ist richtig. Aber wir sollten ergänzen, daß Sprache auch der Leib des Denkens der Nationen ist. »Die Sprache ist gleichsam die äußere Erscheinung des Geistes der Völker«, heißt es bei Wilhelm von Humboldt. Im Wort läßt der Geist sich fassen. Deswegen ist Sprache »ein äußeres Denken«, Denken eine »innere Sprache«, wie der witzige Franzose Rivalrol formuliert. Wer behauptet, Worte seien die »einzigen Dinge, die ewig währen«, der irrt sich allerdings. Worte sind sterblich wie Gedanken. Für unsterblich erklärt, offenbaren sie erst recht ihre Sterblichkeit. Nietzsche nennt sie Taschen, »in die bald dies, bald jenes, bald mehreres auf einmal hineingesteckt worden ist«. Indem man die Worttaschen leert, herausnimmt, was sie, von den meisten Zeitgenossen unbeachtet, aufbewahren, es betrachtet und bedenkt, entstehen Geschichten. Die Geschichte eines Worts: Erinnerung beginnt zu sprechen.

Wörter erzählen Geschichten. Geschichte bedeutete einst Begebenheit, wurde dann zum Bericht über sie. In den Geschichten der Wörter gibt Kultur Rechenschaft über ihre Vergangenheit. Wie in der Natur die Lebenskraft zunimmt, je einfacher die Formen werden, so scheint auch der Wortschatz, je allgemeiner, elementarer er ist, als »Grundwortschatz« sprachliche Grundbedürfnisse befriedigt, an Dauerhaftigkeit zu gewinnen. Ganz anders das, was die Stilistik »besonderen Wortschatz« nennt. Seine Wörter kommen und gehen: Sie altern. Heute in Mode, zeitgemäß, sind sie morgen leere Hüllen, »Worthülsen«, Stege über Flüsse, die ausgetrocknet sind. Veraltet haben sie nurmehr Museumswert. Wer spricht heute noch von »Minne« oder »Hain«, von »Hort« oder »Fehde«. Auch wenn Wörter wie diese, gang und gäbe im Mittelalter, im 18. Jahrhundert in Texteditionen zum Leben erweckt wurden, sind sie inzwischen so gut wie dem Vergessen anheimgefallen. Statt dessen sprechen wir von »Liebe« oder »Wald«, von »Schatz« oder »Krieg«. Dennoch meint das Wort »Minne« anderes als sein Nachfolger »Liebe«. Es bezieht seinen Sinn aus der mittelalterlichen Kultur. Mit dieser blüht es, versinkt es. Umfangreich ist der Beispielkatalog.

Auch das Wort »Witz« findet sich nach wie vor in jedem seriösen Wörterbuch. Es sei gleichbedeutend mit »Spaß«, »Scherz«. Was vor seiner Um- und Abwertung, seiner Bedeutungsveränderung liegt, findet sich, wenn wir Glück haben, in eine Klammerangabe zusammen-

»Witz ist das Salz der Unterhaltung, nicht deren Nahrung.«

William Hazlitt

»Was ist Witz? Raffiniert ausgedrückte Vernunft.«

André Chenier

gedrängt. Als »Verstand« zur Blüte gelangt, sei der Begriff durch »Genie« verdrängt worden. Eine Textsorte bezeichne er heute. Wörter wie »Mutterwitz« und »Vorwitz«, »Aberwitz« und »Wahnwitz« erinnerten an die alte Bedeutung. Wenn Goethe in einem Brief schreibt: »hierüber muß ich meinen Witz befragen«, so ist diese Formulierung heute kaum noch verständlich. Küppers *Wörterbuch der Umgangssprache* (1987) kennt denn auch das Wort fast nur mehr in der neuen Bedeutung. Was ist hier geschehen? Nur wenn wir die Kulturgeschichte befragen, die Wörter mit ihrer Hilfe zum Sprechen bringen, vermögen wir eine Antwort auf diese Frage zu finden.

Geriet der Begriff »Witz« im Sinne von Verstand, Scharfsinn – Esprit ins Abseits, weil er bezeichnete, was von einem bestimmten Zeitpunkt an nicht mehr gefragt war, als »undeutsch«, mit deutscher »Kultur« unvereinbar galt? Der witzige Einfall als dem Eigenen oder, besser: als Eigenes Empfundenes, Fremdes? Das Eigene? Es ist das aus der »Tiefe«, »von unten« Kommende, das Schöpferische, zum Mythos vom Volk der Dichter und Denker Gehörende. Abwertung und schließlich Verlust der alten Bedeutung von Witz hängt aufs engste zusammen mit deutscher Selbsteinschätzung, mit Abgrenzung durch Widerspruch, Protest. Berufen wir uns noch einmal auf den Charakterkundler Ludwig Klages als Zeugen: Alles mit »Esprit« und Witzigkeit Gemeinte, »eingerechnet den vor allem in Weltstädten blühenden Volkswitz« sowie »die *Kunst* der Unterhaltung und des Briefeschreibens«, wie sie das 18. Jahrhundert und das erste Drittel des 19. Jahrhunderts auszuüben verstanden habe, hänge am Einfallsreichtum bei »gemiedener Tiefe«. Demnach soll Mangel an Tiefe, Oberflächlichkeit der Witzigkeit in Deutschland das Todesurteil gesprochen haben, als Charakterzug jener »Zivilisation«, die nicht nur Klages als »gegensätzlich« zur (deutschen) »Kultur« definiert. Die Werke, die der Hauptbegründer der modernen Ausdruckskunde als Beispiele für Einfallsreichtum »von oben« anführt, haben vorwiegend Griechen und Franzosen zu Verfassern. Ein Zufall? Keineswegs.